



Leseprobe

Christiane Habermalz

Anstiftung zum gärtnerischen Ungehorsam

Bekenntnisse einer
Guerillagärtnerin: Gebt
Insekten ein Zuhause! -

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 13. April 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Nächtliches Sträucherpflanzen in öffentlichen Parks, heimliches Begrünen karger Straßenränder, subtiles Unterwandern der Petunienkultur: Christiane Habermalz ist als Guerilla-Gärtnerin in ihrem Kiez in Berlin unterwegs, um Inseln für Insekten zu schaffen. Sie weiß: Der Kampf gegen das Artensterben beginnt vor der eigenen Haustür.

Mit viel Humor und Leidenschaft für Sechsheiner aller Art lässt sie uns daran teilhaben, was sie selber über Pflanzen und Insekten lernt und öffnet uns dabei die Augen für ein verborgenes Universum, an dem man allzu oft blind vorübergeht.

Eine persönliche Auflehnung gegen sterile Grünflächen und aufgeräumte Gärten, voller nützlicher Tipps, um ganz einfach selbst aktiv zu werden.



Autor

Christiane Habermalz

Christiane Habermalz, geboren 1968, ist Journalistin. Sie arbeitet als Korrespondentin für Kultur und Bildungspolitik im Hauptstadtstudio des Deutschlandfunks. Gemeinsam mit anderen JournalistInnen betreibt sie das Online-Magazin »Die Flugbegleiter – Ihre Korrespondenten aus der Vogelwelt«, das als Teil der Journalisten-Genossenschaft Riffreporter unter anderem mit dem Grimme Online Award ausgezeichnet wurde. Christiane Habermalz lebt mit Mann und Tochter in Berlin.

Christiane Habermalz, geboren 1968, ist Journalistin. Sie arbeitet als Korrespondentin für Kultur und Bildungspolitik im Hauptstadtstudio des Deutschlandfunks. Gemeinsam mit anderen JournalistInnen betreibt sie das Online-Magazin »Die Flugbegleiter – Ihre Korrespondenten aus der Vogelwelt«, das als Teil der Journalisten-Genossenschaft Riffreporter unter anderem mit dem Grimme Online Award ausgezeichnet wurde. Christiane Habermalz lebt mit Mann und Tochter in Berlin.

Inhalt

Kapitel 1	
Dunkle Gestalt in der Nacht	7
Kapitel 2	
Vogelfutter	35
Kapitel 3	
Ein Königinnenreich auf sechs Quadratmetern	42
Kapitel 4	
Die Tierlibaum-Revolution	53
Kapitel 5	
Von Samentüten, Aga-Kröten und einem Brieffreund	68
Kapitel 6	
Von heimischen Blümchen und fremden Invasoren: Die Zuwanderungsdebatte in der Botanik	82
Kapitel 7	
Blattläuse sind Freunde	100
Kapitel 8	
Von Nützlingen und Schädlingen	112
Kapitel 9	
Grillenexperimente	123
Kapitel 10	
Exkurs: Warum wir eine Graswurzelrevolution brauchen	136

Kapitel 11	
Auf Wildbienensafari. Oder:	
Warum Honigbienen nicht unbedingt immer die Guten sind	147
Kapitel 12	
Das stinkt doch zum Himmel! Oder:	
Was Gülle mit dem Insektensterben zu tun hat .	167
Kapitel 13	
Neue Deutsche Gastlichkeit:	
Von Luxusappartements und Billigabsteigen . .	179
Kapitel 14	
Vergiftete Beziehungen	195
Kapitel 15	
Ein Königreich für einen Ohrwurm 1	207
Kapitel 16	
Gift aus dem Gartencenter	217
Kapitel 17	
Katzenplanspiele. Oder:	
Man kann doch Barbar sein und trotzdem Blumen lieben	235
Kapitel 18	
Ein Königreich für einen Ohrwurm 2	245
Kapitel 19	
Berlin-Bad Saulgau und zurück	255
Kapitel 20	
Wenn die Lilienhähnchen leise singen	271

KAPITEL 1

DUNKLE GESTALT IN DER NACHT

Wäre dieses Buch ein Film, er würde so beginnen: Ein unbekannter Ort an einem frühen Sonntagmorgen in Berlin Prenzlauer Berg. Es dämmt schon leicht, die Straßen sind menschenleer. Eine leere Tram zuckelt vorbei, das Quietschen ihrer Räder unterbricht für kurze Zeit die Stille. Eine dunkle Gestalt schleicht um die Ecke, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, auf der Schulter trägt sie einen länglichen Gegenstand, die linke Hand umklammert einen Plastikeimer. Sie weiß: Die Stunde zwischen fünf und sechs Uhr am Tag des Herrn ist in diesem Viertel die beste Zeit für kriminelle Aktivitäten. Die dauerpartyfeiernden Jugendlichen liegen endlich in ihren Betten, nachdem sie sich noch einmal in die Blumenrabatten übergeben haben. Die Wochenendväter mit den Kleinkindern und den Brotdosen voller Bioapfelschnitzen sind noch nicht auf dem Weg zum Spielplatz. Höchstens ein Hundebesitzer auf einem frühen Gassigang könnte das Vorhaben stören. Doch niemand ist zu sehen. Die Gestalt blickt sich um, lehnt den

bald die Erfahrung, dass Natur zwar schnell zerstört ist, aber dass sie auch, wenn man ihr nur ein wenig Raum lässt, bereitwillig wieder zurückkehrt.

Mein geheimes Leben im Ökountergrund begann vor etwa drei Jahren. Kurz zuvor war eine Studie des Entomologischen Vereins Krefeld erschienen, wonach die Biomasse der Fluginsekten in den letzten 27 Jahren um mehr als 75 Prozent zurückgegangen ist. Die Zeitungen brachten dazu erst nur eine kleine Notiz, kurz darauf schon ganze Seiten. Die Zahl traf mich wie ein Schock. Natürlich wusste ich, dass es schlecht steht um die Natur und die Artenvielfalt. Doch dieser dramatische Rückgang war wie ein Schlag in die Magengrube. Je länger ich die Artikel las, desto trauriger wurde ich, ja es trieb mir fast die Tränen in die Augen. Dabei bestätigte die Studie der ehrenamtlichen Insektenforscher nur schwarz auf weiß, was jeder Mensch, der seine sieben Sinne beisammen hat, ohnehin schon längst bemerkt hatte: dass die Insekten verschwinden. Und mit ihnen die Vögel, Eidechsen, Frösche und Fledermäuse, die sich von ihnen ernähren.

Ich erinnerte mich an viele prägende Momente aus meiner Kindheit: wenn wir durch den Garten rannten und mit jedem Schritt rechts und links die Grashüpfer vor uns davonsprangen. Liefen wir im Freibad barfuß über die Liegewiesen, warnten uns unsere Eltern, auf Bienen und Hummeln zu achten, die überall im Klee saßen. Heute braucht sich deswegen kaum noch jemand zu sorgen. Natürlich gibt es noch vereinzelte Hummeln

und vor allem Honigbienen, aber sie sind längst nicht mehr so präsent, und das laute Summen und Brummen einer Sommerwiese, wenn wir uns nach dem Picknicken ins Gras legten und in den Himmel schauten, erscheint mir wie ein Sound vergangener Zeiten. Oft hatte ich als Kind an Straßenlaternen gestanden und die Nachtfalter und Motten beobachtet, die um das Licht tanzten und im kollektiven Selbstmord an den Glühbirnen verbrutzelten. Sie taten mir leid, und ich überlegte mir damals, wie man sie schützen könnte: mit engmaschigen Drahtkörben um die Leuchtkörper? Mit durchsichtigen Kunststoffhauben? Heute fliegt kaum noch etwas im Lichtkegel der Laternen. Wir können an Sommerabenden stundenlang in hellerleuchteten Räumen mit weit geöffneten Balkontüren sitzen, ohne dass auch nur ein Falter hereinfliegt. »Männer umschwärmen mich wie Motten das Licht, und wenn sie verbrennen, ja, dafür kann ich nicht?« Das Bild aus der berühmten Strophe von Marlene Dietrich dürften Jugendliche heute kaum noch verstehen – zumindest nicht aus eigener Anschauung. Motten kennen sie nur noch aus dem Kleiderschrank. Seit jenem Tag, an dem ich in der Zeitung zum ersten Mal über die Krefelder Studie las, wurde mir der Mangel überall schmerzlich bewusst. Wann hatte ich zuletzt einen anderen Schmetterling gesehen als den unverwüstlichen Kohlweißling? Wo waren sie hin, all die Käfer meiner Kindheit? Ich fing an, jede vorbeifliegende Hummel mit besorgten Blicken zu verfolgen. Würde sie auch genügend Nahrung finden? Selbst lästige Stuben-

gekippt werden, überhaupt noch Insekten leben, ist fast ein Wunder. Doch damit nicht genug: Kunstdünger und Gülle aus der Massentierhaltung, die auf Äckern und Feldern entsorgt werden, fließen in Flüsse und Bäche und ins Grundwasser und führen zu einer dauerhaften Überdüngung der Landschaft, selbst weitab von Agrarflächen. Das Überangebot an Nährstoffen hat zur Folge, dass wenige wachstumsstarke Pflanzenarten alles andere überwuchern. Das Ergebnis ist eine große Artenverarmung auf dem Land. Langfristig kann nur eine andere Agrarpolitik etwas an dieser verheerenden Entwicklung verändern. Eine Einsicht, die in großen Teilen der Bevölkerung längst angekommen ist. Leider noch nicht in der Politik, die Forschern zufolge seit Jahrzehnten von der Lobby der Agrarindustrie, dem Deutschen Bauernverband, den Düngemittel- und Agrochemieunternehmen sowie den Raiffeisenbanken und der Ernährungswirtschaft gelenkt wird. Wissenschaftler der Universität Bremen haben in einer neuen Studie 560 personelle und institutionelle Verflechtungen zwischen der Politik und diversen Brancheninstitutionen der Agrarindustrie aufgedeckt. Ich sage das an dieser Stelle so deutlich, weil ich auf jeden Fall den Eindruck vermeiden möchte, ich wolle diese Zustände mit ein paar Blümchen in der Stadt beschönigen oder gar den Verantwortlichen dieser Politik einen Vorwand zum »Weiter so« liefern, nach dem Motto: Geht doch, da blüht doch noch was, also kann es so schlimm ja nicht sein. Doch, es ist so schlimm. Aber ich kann trotzdem nicht aufhö-

noch Pestizide zum Einsatz kommen – und weil am Havelländischen Luch mittlerweile auf über 2000 Hektar biologische Landwirtschaft stattfindet.

Doch die Zahlen der Krefelder Forscher zum Insektenschwund waren ja gerade deswegen so besorgniserregend, weil sie ihre Messungen zum größten Teil in Naturschutzgebieten durchgeführt hatten, in denen gar nicht gespritzt wurde. Offenbar gelangen die Gifte über Wind und Grundwasser von den angrenzenden Äckern in die Schutzgebiete. Vielleicht, denke ich heute, müssen die Trappenschützer bald dazu übergehen, Mehlwürmer auszustreuen, um ihre Küken satt zu kriegen. Von einer Zootierhaltung ist das dann nicht mehr weit entfernt.

Aber es ist eben nicht nur der Irrsinn einer fehlgeleiteten Agrarpolitik, der den Insekten das Leben schwer macht. Wir haben wahrlich ernst gemacht mit dem biblischen Auftrag, uns die Erde untertan zu machen. Wir haben ihn nicht nur beim Wort genommen, indem wir die natürlichen Ressourcen der Welt rücksichtslos zu unserem alleinigen Nutzen ausbeuten – nein, wir haben auch noch das wenige, was an ungenutzter Landschaft übrigblieb, einem irrwitzigen Aufräumwahn unterworfen. In den Ortschaften und Städten gibt es kaum noch einen Quadratmeter Erde, der nicht gestaltet, begradigt, optimiert wäre. Keine Kruschecken, keine Laubhaufen, keine Mäuerchen mit Ritzen. In den Grünanlagen dominieren die immer gleichen Sträucher und pflgeleich-

ten Bodendecker. Ein deutscher Garten, das bedeutet in der Regel akkurat gemähte Rasenflächen und immergrüne Koniferen, so weit das Auge reicht, dazwischen höchstens ein paar sparsam bestückte Blumenrabatten. Zwar blüht es überall in der Stadt, vor allem im Mai und Juni, doch auf ein paar halb zertretenen Kleepflanzen am Wegesrand tummeln sich mehr Bienen als an einem ganzen Balkonkasten voller Geranien. Und spätestens ab Juli herrscht blütentechnisch tote Hose in den Siedlungen.

Dabei liegt im urbanen Raum eigentlich eine Chance für die Natur. Die Stadt ist das neue Land, heißt es. In dem Maße, in dem die Agrarlandschaft zunehmend zur öden, lebensfeindlichen Umgebung wird, gewinnen die Städte und Dörfer als Rückzugsräume für Wildtiere an Bedeutung. Nicht umsonst ziehen viele Imker mit ihren Völkern in die Städte, weil die Bienen auf dem Land nicht mehr genügend Blühpflanzen finden. Doch bei genauerer Betrachtung sieht es hier nicht viel besser aus. In den meisten Gärten herrscht eine noch größere Monokultur als auf dem Land. Alte Bauerngärten mit vielfältigen Strukturen, mit Obstbäumen, Blumen, blühenden Hecken aus Hundsrose, Schlehe oder Weißdorn sind eine Seltenheit geworden. Stattdessen herrscht in den Vorgärten der Siedlungen der Trend zur Einfalt. Die wohl meistverkaufte Gartenpflanze in Deutschland ist der Kirschlorbeer. Er steht in jedem zweiten Garten. Die beliebte immergrüne Pflanze stammt aus der Türkei und ist nicht nur hochgiftig in allen ihren Bestand-

teilen von der Wurzel bis zur Beere. Sie bietet auch Insekten keinerlei Nahrung. Ihre Blätter sind so dick und toxisch, dass sie selbst auf dem Kompost kaum verrotten. »Wer Kirschlorbeer pflanzt, kann auch gleich eine Betonmauer in seinen Garten setzen. Die ist sogar noch ökologischer, weil wenigstens Flechten und Moose an ihr wachsen«, schrieb einmal der Bremer NABU-Geschäftsführer Sönke Hofmann über den Siegeszug des Kirschlorbeers in Deutschland. Das brachte ihm viel Kritik von Gartenbesitzern ein, die darauf hinwiesen, dass doch Amseln die Beeren so gerne fressen. Stimmt. Doch die negativen Aspekte der Pflanze macht das bei Weitem nicht wett: Weder Raupen noch Käfer, weder Schmetterlinge noch Bienen können sich von ihr ernähren. Sie nimmt nur Platz weg, weil sie ökologisch wertvolle heimische Alternativen aus den Gärten verdrängt.

Als ich kürzlich meine Eltern in einer Kleinstadt südlich von Hannover besuchte, machten wir einen Spaziergang durch die in den letzten Jahren entstandenen großen Neubaugebiete. Viele Familien haben dort ihre Vorstellungen von einem Traumhaus verwirklicht. Ich konnte nicht anders, als die neu angelegten Gärten auf ihre Insektentauglichkeit zu prüfen. Das Ergebnis war ernüchternd. Wäre ich eine Hummel oder ein Schmetterling, ich wäre in Depression verfallen. Kurzgeschnittener englischer Rasen, dazu eine Hecke aus Kirschlorbeer oder Thuja. Ein Beet mit Gartenhortensien. Und im nächsten Garten das Gleiche. Mit jedem Schritt wurde

es deutlicher: Dies war eine ökologische Wüstenei. Für Insekten gibt es hier nichts zu holen.

Thuja ist die zweite Lieblingspflanze deutscher Gartenbesitzer. Die immergrüne Zypressenpflanze wird auch Lebensbaum genannt, doch der Name trügt. Auf und von ihr lebt nichts, zumindest nicht in Mitteleuropa. Sie stammt aus China, und wenn es je Insekten gab, die sich von ihren giftigen Blättern ernähren konnten, dann sind sie in China geblieben. Thuja ist der zweite große Platzverschwender in unseren Gärten. Mehr ein Deko-Objekt denn eine Pflanze. Weil sie so viel Wasser benötigt, wurde sie in Österreich sogar zeitweise verboten. Ihrer Beliebtheit tut das keinen Abbruch.

Eine halbe Stunde lang liefen wir durch die Siedlung. Kirschlorbeer, Thuja, Hortensie. Und wieder von vorn: Kirschlorbeer, Thuja, Hortensie. Als gäbe es ein ungeschriebenes Gesetz, dass ein Garten nur aus diesen drei Pflanzenarten bestehen dürfe. Diese Gärten sehen ordentlicher aus als das Wohnzimmer meiner Schweizer Freunde. Zwischen den Terrassenplatten wächst kein Halm. Die Erde zwischen Thuja und Hortensien ist dick mit Rindenstückchen gemulcht, damit sich auch ja kein Blättchen Unkraut seinen Weg bahnen kann. In diesen immergrünen Gärten gibt es keine Jahreszeiten, keine sich verfärbenden Blätter, keine kahlen Äste, an die man im Winter ein Vogelhäuschen hängen könnte, keine hoffnungsvollen Knospen im Frühjahr. Doch noch schlimmer als die grenzenlose Monotonie war die Erkenntnis, dass viele Gärten noch nicht mal mehr grün,

